

Predigttext und Predigt am 16. Sonntag nach Trinitatis

Pastor Stephan Fey

Epistel

Leser/in:

Hören wir die Epistel.

Sie ist zugleich der Predigttext.

Ein Wort gegen die Mutlosigkeit.

Geschrieben im zweiten Brief an Timotheus.

Im 1. Kapitel:

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. Darum schäme dich nicht des Zeugnisses von unserm Herrn noch meiner, der ich sein Gefangener bin, sondern leide mit für das Evangelium in der Kraft Gottes. Er hat uns selig gemacht und berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach seinem Ratschluss und nach der Gnade, die uns gegeben ist in Christus Jesus vor der Zeit der Welt, jetzt aber offenbart ist durch die Erscheinung unseres Heilands Christus Jesus, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium. (2. Tim, 1,7-10)

Predigt

Ich sehe sie noch vor mir.

Dicke Weihrauchschwaden. Das Licht bricht sich in den Fenstern. Festliche Hochämter.

Ein katholischer Junge, damals. Voller Stolz im Ministrantengewand.

Und um mich herum: eine Kirche, die aus allen Nähten platzte. Geborgenheit pur.

Dazu diese Musik.

In diesem Jahr wird sie genau zweihundert Jahre alt. Franz Schuberts Deutsche Messe. Hier bei uns im Norden, in der lutherischen Kirche, ist sie kaum bekannt. Aber im Herzen meiner Eltern war sie ein Heiligtum. Generation Mitte der Dreißiger. Vom Krieg gezeichnet.

Sie sangen diese Lieder mit Tränen in den Augen.

„Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz mich drücken?“

Oder das Kyrie: *„Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar.“*

Im Staub. Tiefgebeugt.

Meine Eltern fanden darin Trost. Nach all den Trümmern des Krieges. Es war eine sehnliche Suche nach einer unerschütterlichen Ordnung. Nach einer heilen Welt. Ich kann das gut verstehen. Es war ihre Weise, mit dem Unheilsamen zu leben.

Mein Bruder steht daneben. Jahrgang 1962. Kirchlich sozialisiert wie ich.

Er schüttelt den Kopf. Für ihn ist das Kitsch. Unaufrichtig. Ein blindes Sich-Kleinmachen vor einer Autorität. Eine süße Decke über den Abgründen der Wirklichkeit.

Zwei Brüder. Zwei Welten. Zwei berechtigte Weisen, auf die Welt zu blicken.

Ich stehe dazwischen. Als Grenzgänger zwischen den Generationen.

Ich spüre sie ja auch, die Sehnsucht nach dieser Pracht. Ich würde diese Lieder gerne singen. Unbeschwert.

Aber da ist eben auch ein Riss. Das Erbe unserer Geschichte.

Historiker haben die Berichte dokumentiert. Aus den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten.

In Buchenwald stand die SS auf dem Appellplatz. Und zwang die gequälten Häftlinge zum Chorgesang. Ausgerechnet das unschuldige Abendlied: „*Kein schöner Land in dieser Zeit*“.

Sie mussten singen, während die Peitsche flog: „*Wo wir uns finden wohl unter Linden...*“

Die schönsten deutschen Worte. Missbraucht als zynische Maske für das Grauen. Wenn ein Kollektiv im Gleichschritt singt, kann das Gewissen sterben. Das ist die Erfahrung unseres Landes.

Da bleibt mir das Lied manchmal im Hals stecken.

Da bin ich plötzlich ganz nah bei den rauen Liedern eines Hannes Wader. Den ehrlichen Liedern. Die den Zweifel nicht wegsingen. Die den Schmerz nicht zukleistern.

Heute ist Sonntag.

Wir gehen gleich aus dieser Kirche auf die Straßen von Rostock. Wir erleben unruhige Zeiten. Die politische Luft in unserem Land ist für viele dünn geworden.

Die Sehnsucht nach den einfachen Antworten ist riesig. Das Verlangen nach der alten, überschaubaren Ordnung. Nach einer Harmonie, die es vielleicht so nie gab, die man sich aber so sehnlich wünscht.

Die Angst vor einer komplizierten Welt sitzt tief. In uns allen. Auf ganz unterschiedliche Weise. Je nachdem, wo wir im Leben stehen, was wir wählen, wie wir aufgewachsen sind.

Genau da hinein spricht dieser Satz aus dem Timotheusbrief. Er urteilt nicht. Er diagnostiziert nur:

„*Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.*“

Der Geist der Furcht.

Der flüchtet sich manchmal in die billige Idylle. Der macht die Augen zu.

Hauptsache, es klingt schön. Hauptsache, die Fassade steht. Ob in der Musik oder in den politischen Parolen unserer Tage. Furcht wählt die Vergangenheit, weil sie Angst vor der Zukunft hat. Das ist zutiefst menschlich. Aber Gott lässt uns dort nicht stehen.

Er gibt uns etwas anderes.

Keine Einlullung, aber eine tiefe Tragfähigkeit. Er mutet uns die Wirklichkeit zu. Mit all ihren Dissonanzen. Weil er weiß, dass wir das können.

Er gibt uns die Kraft. Aufrecht zu gehen. Als einzelne, freie, mündige Menschen. Er gibt uns die Liebe. Die den anderen gelten lässt. Auch den, der politisch ganz anders denkt und wählt als ich. Weil die Würde des anderen nicht von seinem Stimmzettel abhängt.

Und er gibt uns die Besonnenheit.

Das ist das Gegenteil von Hysterie und blindem Protest. Besonnenheit heißt: Hinhören. Nachdenken. Unterscheiden. Es ist das tiefe Einatmen, bevor wir urteilen.

Vielleicht können wir deutsche Volkslieder nicht mehr ganz unschuldig singen. Auch Schuberts deutsche Messe nicht. Aber wir müssen die Sehnsucht danach nicht verdammen. Gott verdammt sie nicht. Wir dürfen die Bilder unserer Kindheit lieben, ohne blind für die Gegenwart zu werden. Das darf nebeneinander stehen bleiben.

Gottvertrauen wirft uns nicht in den Staub. Gottvertrauen schenkt uns den aufrechten Gang. Gerade heute.

Wir müssen den Riss in der Welt nicht wegdiskutieren. Wir können ihn aushalten. Weil wir uns gehalten wissen.

Friedliche Menschen.

Besonnene Menschen.